

EWA ANNA PIASTA

Uniwersytet Jana Kochanowskiego w Kielcach

**„WENN DU EINTRÄTEST INS LAND  
DER AUFERSTANDEnen, WAS WÄR?“:  
TODESDEUTUNGEN IN GEWÄHLTEN GEDICHTEN  
VON JOHANNES KÜHN**

Leben, wohl dem, dem es spendet  
Freude, Kinder, täglich Brot,  
Doch das Beste, was es sendet,  
Ist das Wissen, dass es endet,  
Ist der Ausgang, ist der Tod.

Theodor Fontane

Die Vorstellungen vom Tod gehören zum religiösen Glauben und bilden eine Sphäre, die er zu deuten hat. Das Religiöse wird hier sehr breit verstanden, im Sinne von Thomas Manns Definition, die die Religiosität als eine stete Erinnerung an den Tod, als das immer präsente Memento Mori auffasst.<sup>1</sup> Die Denkbilder des Todes äußern sich in unterschiedlichen Formen, unter denen die Literatur eine führende Position einnimmt. Seit Urzeiten schaffen Schriftsteller und Dichter Werke, in denen die Todesthematik explizit oder implizit zum Ausdruck gebracht wird. Es seien hier neben den biblischen Psalmen unter anderem die *Göttliche Komödie* von Dante oder *Aeneis* von Vergil als literarische Hauptwerke im Bereich der Todes- und Jenseitsthematik zu erwähnen. Die Vorstellungen von

---

<sup>1</sup> Thomas Mann: *Fragment über das Religiöse*, nach: Helmut Thielicke: *Życie ze śmiercią*. Warszawa 2002, S. 2.

Tod und Jenseits gehören neben der Liebe zu den Lieblingsthemen der Literatur in allen Epochen. In der Forschung des zwanzigsten Jahrhunderts wurde die literarische Darstellung des Todes mehrfach bearbeitet. Das Hauptgewicht lag auf der Besprechung dieses Motivs im Werk eines bestimmten Autors<sup>2</sup>.

So greift auch der zeitgenössische Schriftsteller Johannes Kühn, der 1934 in dem kleinen Dorf Bergweiler im Saarland geboren wurde, gern das Thema des Sterbens und des Todes auf. Sein erster, 1955 herausgegebener Lyrikband enthält ausschließlich Naturgedichte. Johannes Kühn verfasste zudem zahlreiche Märchen und Theaterstücke. Trotz anfänglicher Erfolglosigkeit auf dem literarischen Gebiet fand Kühn bei seinen Freunden breite Unterstützung (sie gaben seinen Band *Salzgeschmack* 1984 heraus<sup>3</sup>), und er begann nach einer Pause wieder zu schreiben. Es wurde ihm unter anderem im Jahre 2004 der Friedrich-Hölderlin-Preis verliehen. Zu Kühns Themen gehören die Natur, Jahres- und Tageszeiten, religiöse und biblische Stoffe. Trotz dieser Vielfalt an Themen drehen sich viele seiner Gedichte immer wieder um Einsamkeit und Außenseitertum des lyrischen Ich, so bemerkt es Alexander Joist in *Auf der Suche nach dem Sinn des Todes*.<sup>4</sup> Ein derartiges Gemüt ist Grund genug für Reflexionen über die Vergänglichkeit und Endlichkeit des menschlichen Lebens:

Der Tod spielt nicht nur aufgrund seiner vielen Krankheiten eine besondere Rolle in seinem Werk, sondern auch weil der Schriftsteller unmittelbar neben einem Friedhof wohnt.<sup>5</sup>

Alexander Joist, der sich mit der Todesdeutung in der Lyrik des 20. Jahrhunderts befasst, ist der Meinung, dass das Werk von Johannes Kühn für das eher christlich orientierte Todesverständnis steht. Kühn rezipiert in seinen Gedichten biblische Motive, konzentriert sich vor allem auf Auferstehung und Ostern, da ihm viel daran liegt, die Hoffnung auf ein Jenseits aufrechtzuerhalten, obwohl sich auch Zweifel am Leben nach dem Tod andeuten. Die Lyrik von Johannes Kühn ist exemplarisch für die Rezeption biblischer bzw. christlicher Motive.<sup>6</sup> Kühns literarische Vorbilder sind Friedrich Hölderlin, Rainer Maria Rilke,

<sup>2</sup> Vgl. dazu: Cornelia Steffahn: *Altern, sterben und Tod im Spätwerk Max Frischs*. Hamburg 1976.

<sup>3</sup> Vgl. Alexander Joist: *Auf der Suche nach dem Sinn des Todes*. Mainz 2004, S. 139.

<sup>4</sup> Vgl. ebd., S. 139.

<sup>5</sup> Ebd., S. 140.

<sup>6</sup> Vgl. ebd., S. 16–17.

Georg Trakl, Ingeborg Bachmann und Gottfried Benn. Seine Lyrik orientiert sich an den Gedichten dieser Schriftsteller, z. B. das Motiv ‘Winter’ als Ausdruck von Tod und Einsamkeit ist von Hölderlin und Trakl verarbeitet worden.<sup>7</sup> Bei Rilke dominieren metaphysisch orientierte Todesdeutungen, die in Kühns Lyrik ebenso vorzufinden sind.<sup>8</sup> Es lässt sich bei ihm auch die Thematisierung des Todes als biologischen Prozess feststellen, was an den Gedichtzyklus *Morgue* (1912) von Gottfried Benn erinnert. Der Tod als Ende des Subjekts und als rein biologischer Vorgang wird oft im Expressionismus thematisiert.<sup>9</sup> In den religiösen Todesdeutungen steht Kühn nicht allein da. In der Lyrik der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kann man christliche Todesdeutungen bei Rudolf Alexander Schröder<sup>10</sup>, Reinhold Schneider<sup>11</sup> und Werner Bergengruen<sup>12</sup> finden.

Die Untersuchung von Kühns Lyrik lässt sich vor allem damit begründen, dass sein Werk das Thema ‘Tod’ vielfach verarbeitet und literaturwissenschaftlich kaum berücksichtigt wird. Ziel des Beitrags ist es, am Beispiel von Kühns gewählten Gedichten die für ihn typische Herangehensweise an das Thema Tod herauszuarbeiten. In der Wahl der Gedichte richte ich mich nach Alexander Joist, der in seinem obengenannten Werk auf die für dieses Themenfeld repräsentative Lyrik verweist. Kühns Gedichte sind offen für die Transzendenz, sie betrachten den Menschen als ein für das ewige Leben bestimmtes Wesen. Sie sind Zeugnis der inneren Unruhe und des Ringens mit dem Tod. Dieser Beitrag möchte analysieren, inwieweit Kühn in seinen Dichtungen die christlichen Motive aufgreift und bearbeitet, welche Metapher er anwendet, um sich diesem Phänomen zu nähern und welche Einstellung zum Tod seine Gedichte zum Vorschein bringen. Es wäre darüber hinaus zu ergründen, ob Kühn in seinen Gedichten den Tod als ein allgemeines und somit abstraktes Problem darstellt oder ob er von ihm in der Ich-Perspektive spricht. Der letztgenannte Aspekt knüpft an die philosophischen Gedanken von Martin Heidegger an, der in seinem Werk *Sein und Zeit* den personenhaften Charakter des Todes betont. Er erklärt dieses Problem folgendermaßen: Wenn ich den Tod als eine objektive Sache im Sinne ‘man stirbt’,

---

<sup>7</sup> Vgl. Hölderlins Gedicht *Hälfte des Lebens*, Trakls Gedicht *Im Winter*, in denen Winter für ein sich dem Ende neigendes Leben steht.

<sup>8</sup> Vgl. Joist: *Auf der Suche*, S. 21.

<sup>9</sup> Vgl. Karl Eibl: *Expressionismus*. In: Walter Hinderer (Hg.): *Geschichte der deutschen Lyrik vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. 2. Aufl. Würzburg 2001, S. 420–438.

<sup>10</sup> Vgl. *Die geistlichen Gedichte* (1949).

<sup>11</sup> Vgl. *Apokalypse* (1945).

<sup>12</sup> Vgl. *Diese irae* (1945), *Heile Welt* (1950).

‘die Menschen sterben’ betrachte, weigere ich mich, ihn als meinen eigenen Tod zu sehen und zu akzeptieren. Der Ausdruck ‘man stirbt’ bedeutet, dass der Tod mich nicht betrifft. Dieses ‘man’ wird als ‘niemand’ verstanden. Dieses ‘man’ sorgt für eine falsche Beruhigung im Angesicht des Todes. Dieser Beruhigung wird ein Ende gesetzt, wenn ich mir bewusst mache, dass meine eigene Existenz den Tod ontologisch konstituiert.<sup>13</sup>

Das erste Gedicht weist schon durch den Titel auf das Thema Tod hin und spricht von ihm als von einer persönlichen und subjektiven Tatsache:

*Tod*<sup>14</sup>

Wenn abglitt  
 der Bilder Reichtum,  
 der leidvoll andrängt mit Städten, straßentollen,  
 mit Dörfern, hunddurchlärmt,  
 dann ist Herr  
 der Tod,  
 der mich betrat  
 und in mir wirkt  
 und mich hinunterbaut mit leisen Händen  
 zu stummem Staub.  
 [...]

Doch wenn der Tod mich abbaut in den Staub,  
 so geht die große Sage,  
 dann kann in keiner Freude  
 die Ader hüpfen,  
 in keinen Leidglanz  
 das Auge Schwärze färben –  
 dem reift mein bester Atem zu,  
 Genuss, dem größten,  
 ihm bind ich meine Seele los,  
 und ihn umflieg sie grüßend.

Das Gedicht stellt eine Reflexion über den Tod dar, über den das lyrische Ich aus seiner eigenen Perspektive, als sein eigenes Sterben, nachzudenken versucht. Mit dem Prozess des Sterbens ist das Verschwinden von unterschiedlichen Bildern

<sup>13</sup> Vgl. Martin Heidegger: *Sein und Zeit*. Halle 1931, S. 240.

<sup>14</sup> Johannes Kühn: *Gelehnt an Luft. Gedichte*. München 1992, S. 80 f.

verbunden, die auf den Menschen von allen Seiten einwirken. Einerseits werden diese in der Stadt und im Dorf erzeugten Sinneseindrücke als „der Bilder Reichtum“ bezeichnet und damit positiv gewertet, andererseits werden sie als „leidvoll“ empfunden. Das lyrische Ich betont vor allem den damit einhergehenden Lärm und die Hektik, die das Leiden verursachen. Es setzt den Substantiven die Appositionen „straßentollen“ und „hundredurchlärmten“ nach. Wenn der Tod vom Menschen Besitz ergreift, verblassen alle Sinnesreize. Das lyrische Ich hat den Eindruck, dass der Tod es wie ein Angreifer ‘betritt’. Er bemächtigt sich des Menschen „mit leisen Händen“, also auf eine überraschende Art und Weise. Der Mensch hat keinen Spielraum mehr, keine Wahl, kann sich nicht wehren und in dieser Hinsicht frei entscheiden. Das Wirken des Todes besteht in einer Vernichtung des Körpers. Bemerkenswert ist hierbei, dass das Absterben des Körpers mit der Vernichtung des ‘ganzen’ Menschen gleichgesetzt wird: „und mich hinunterbaut mit leisen Händen / zu stummem Staub“. Das lyrische Ich fühlt sich als Person, mit der körperlichen und geistigen Dimension, zum Sterben verurteilt. Es wird hier die Symbolik des Staubs aufgegriffen, um die Nichtigkeit und Vergänglichkeit zu versinnbildlichen. In der letzten Strophe wird das Wirken des Todes wieder als Zum-Staub-Machen bezeichnet. Die Staubmetaphorik scheint der Bibel entnommen zu sein und die Erdgebundenheit des Menschen zu betonen. Im Buch Genesis lesen wir: „Denn Staub bist du, zum Staub musst du zurück.“ (Gen 3,19) Staub sein bedeutet nach der Hl. Schrift zum einen, dass der Mensch ein Teil der Natur ist und wie alle Lebewesen biologisch verwesen wird; zum anderen, dass der Mensch diesem Jammertal angehört und Gott untergeordnet sein soll. Ein weiteres Beispiel für den Gebrauch dieses Motivs findet man im Buch der Psalmen. Der Psalmist greift das Bild des Staubs auf und bezieht es in sein Gebet ein: „[...] nimmst du ihnen den Atem, so schwinden sie hin und kehren zurück zum Staub der Erde.“ (Ps 104,29) Die biblische Perspektive wurde durch Kühn nur teilweise übernommen, also nur im Bereich des Motivs, ohne seine ganze Aussage und die Rolle, auf Gott hinzuweisen. Das lyrische Ich ist auf sich selbst konzentriert; das Bewusstsein des herannahenden Todes lenkt seine Aufmerksamkeit nicht auf Gott.

Der Ausdruck „so geht die große Sage“ deutet darauf hin, dass man vom Tod nichts Neues sagen kann, und dass die Sage von ihm ‘groß’, also in ihrer Bedeutung ernst und schwerwiegend ist. Man soll das Problem des Todes nicht bagatellisieren und als Banalität darstellen, sondern sich seines Ernstes bewusst werden. Der Tod bringt keine Hoffnung auf eine glückliche Existenz jenseits

vom Leben. Das damit verbundene Leid ist nicht 'glänzend', es erweckt keinen Anschein von Freude. Am Ende des Gedichts wandelt sich die Betrachtungsweise des Menschen, die die Existenz der Seele anerkennt. Das lyrische Ich scheint in seinem Reifeprozess voranzuschreiten und sich dem Spirituellen zuzuwenden. Das lyrische Subjekt träumt vom Genuss, auf den es hofft. Es ist hier die Rede vom 'größten' Genuss, der einerseits anziehend ist, andererseits aber als etwas betrachtet wird, von dem das lyrische Ich seine Seele losbinden will. In der letzten Zeile „und ihn [den Genuss, E. P.] umflieg sie [die Seele, E. P.] grüßend“ wird er als Sehnsuchtsobjekt dargestellt. Man kann hier ein Paradoxon feststellen. Erst durch die Entbehrung und durch die innere Befreiung von der Bindung an den Genuss, also durch die Askese, kann man an ihm Anteil haben und ihn genießen. Das ist eine durchaus christliche Perspektive, die Anklänge an die Mystik aufweist, und zwar an die Schriften des hl. Johannes vom Kreuz, der schreibt:

Um dahin zu kommen, alles zu schmecken, wolle an nichts Geschmack haben. Um dahin zu kommen, alles zu besitzen, wolle in nichts etwas besitzen. [...] Um zu dem zu kommen, was du nichts besitzt, musst du einen Weg gehen, wo du nicht besitzt. Um zu dem zu kommen, was du nicht bist, musst du einen Weg gehen, wo du nicht bist.<sup>15</sup>

Das Motiv des Genusses ist als Pointe des Gedichts anzusehen, dessen Aussage eine schrittweise Wandlung zeigt, von der Betonung der totalen Vernichtung, über das Verständnis, dass der Tod eine in der Ordnung der Natur übliche Sache ist, bis zur Vorbereitung auf den größten Genuss, dessen sich die Seele jenseits vom irdischen Leben erfreuen wird. Der Tod des Körpers öffnet vor der Seele eine transzendente Perspektive, die für sie einen Genuss bereit hält. Aus der düsteren Stimmung des Gedichts, das zahlreiche auf die biologische Vernichtung verweisende Symbole enthält, taucht am Ende die Hoffnung auf eine weitere glückliche Existenz im Jenseits auf. In den Schlusszeilen kommt eine religiöse Haltung zum Vorschein, die nach dem biologischen Tod an das weitere Leben der Seele glaubt. Erst in diesem Kontext bekommt der Tod eine positive Wertung.

Die Aussage des folgenden Gedichts konzentriert sich auf den engen Zusammenhang der Natur mit dem Tod, was für Kühns Lyrik kennzeichnend ist:

---

<sup>15</sup> Johannes vom Kreuz: *Aufstieg auf den Berg Karmel*. Freiburg im Breisgau 1999, S. 117.

*Nach dem Begräbnis*<sup>16</sup>

Es ist,  
als halte die Sonne heut markt  
und preise an Strom, Stein und Baum,  
alles ans Herz zu nehmen mit Dankesblick.

Es hat die Erde  
Einen Menschen mir weggeschluckt,  
und sie lässt  
Blumen wachsen auf seinem Grab.  
Ihr Geschick,  
soviel zu verschönen,  
was schrecklich ist,  
gab ihr der Herr  
aus seinen Himmeln.

Nun,  
da ich den Weg geh,  
die Trauerzeit wegzuatmen,  
nimmt sie mich ganz in den Griff  
und schmilzt das Eis des Schreckens.

Im Ohr noch  
die Röchelstimme des Sterbenden,  
bewegt sie Fink und Schilf,  
mich einzusingen  
in leise Freude,  
dass ich noch bin.  
Und dass mit den Bächen  
ich abstürz im Rausch des Lebens,  
zwingt sie fast  
mit roten Gluten.

Wo ist ihre Macht nicht  
an diesem Tag?

Die erste Strophe ist im freudigen und optimistischen Ton gehalten. Die Sonne bestrahlt die Natur und erweckt das Gefühl der Dankbarkeit für alles. Das Wort

---

<sup>16</sup> Johannes Kühn: *Ich Winkelgast*. München 1989, S. 42 f.

„alles“ scheint im Kontext der weiteren Strophen eine wesentliche Bedeutung zu haben. Die Ermunterung dazu, „alles ans Herz zu nehmen mit Dankesblick“, wird in der nächsten Strophe mit dem Todesbericht konfrontiert. Durch die plötzliche Gegenüberstellung von Sonne und Leben der Erde einerseits und dem Tod andererseits wird ein starker Kontrast in semantischer Hinsicht aufgebaut. Das lyrische Ich trauert um einen Menschen, den ihm die Erde „weggeschluckt“ hat. Die Erde wird somit als handelnd und aktiv dargestellt: sie ‘schluckt’, sie lässt die Blumen wachsen. Der Mensch ist ihr ausgeliefert und muss sich in seiner Ohnmacht ihren ‘Handlungen’ fügen. Hier kommt auch der Herr ins Spiel, der die Blumen schuf und sie mit der Aufgabe betraute, das Schreckliche zu verschönen. Den Herrn, dem das lyrische Ich eine schöpferische Macht zuschreibt, kann man mit Gott, dem Schöpfer, assoziieren. Der Tod wird eindeutig negativ verstanden, und das Grab macht einen schrecklichen Eindruck. Das lyrische Ich gibt sich die Mühe, mit der Trauerzeit fertig zu werden. Zwar bemächtigt sie sich seiner, aber dies führt zu innerer Verwandlung. Die Angst vor dem Tod, die das lyrische Subjekt fesselt, beginnt an Stärke zu verlieren. Die Trauerzeit ist ein Prozess des Reifens, das zu einer größeren inneren Freiheit führt und Ängste überwinden hilft. Der Verstorbene scheint für das lyrische Ich eine nahestehende Person gewesen zu sein, da es sie am Sterbebett begleitete und ihre „Röchelstimme noch im Ohr“ hat. Aus diesem Abgrund des Todesschreckens heraus drängt sich das lyrische Ich zur leisen Freude durch, dass es noch am Leben ist. Der Tod wird also als Gegensatz zum Leben verstanden. Die Entdeckung der Freude über das Leben entsteht durch die Anregung seitens der Natur (Fink, Schilf). Die Bäche werden zum Symbol einer lebensspendenden Kraft. Sie reißen alles mit, was in ihren Flusslauf kommt, sie bewässern die Pflanzen und tränken die Menschen und Tiere. Das lyrische Ich äußert den Wunsch, sich so wie die Bäche in den Rausch des Lebens zu begeben, sich also an seiner Fülle und seinem Reichtum zu laben. Das Gedicht preist die Schönheit der Natur und ihre lebensspendende Kraft, aber zugleich betont es ihre vernichtende Macht. Die Natur birgt in sich die Gegensätze, denen der Mensch ausgeliefert ist. Das ganze Gedicht stellt die enge Verbindung des Menschen zur Natur dar.

Das Gedicht *Überblick* hat die Form einer Klage des lyrischen Ich über die Einsamkeit infolge der Entfremdung vom Freundeskreis:



*Überblick*<sup>17</sup>

Sterne  
hab ich gezählt,  
Sand mit dem Fuß aufgesprüht,  
anderen Unsinn getrieben.  
Besungen hab ich die Feuer der Königskerzen,  
Pirol, der vom Ast den Gong übt.

Derzeit  
ernteten Freunde Geld, bauten ein Haus,  
führten Bräute heim, und weggekehrt von mir,  
über ein Gartenglück,  
über ein Kinderglück  
leben sie nun.

Dorfgelächter  
kommt zu mir von den Besitzenden.  
Noch immer hab ich den Samt aus Gras,  
sommerlichen Mittagsschlaf,  
und ein Genügen blas ich  
in die Hände.

Wenn aber Winter das Haar macht  
schneefarben,  
bin ich allein, dann:  
Krähen, willkommen  
euer Todesgruß,  
Staub, deine Decke  
Über mich bald,  
ende Einsamkeit,  
Turm, läute bald  
meinen Ausgang aus der Zeit!

Das Gedicht thematisiert die Vergänglichkeit und ist eine Schilderung der natürlichen Lebensetappen. Die erste Strophe beschreibt die Spiele, derer sich das lyrische Ich in seiner Jugend erfreute. Es hat „Unsinn getrieben“, der sich auch auf seine Erwachsenenjahre erstreckte. Währenddessen galt das Interesse seiner

---

<sup>17</sup> Ebd., S. 36 f.

Freunde den ernstesten Dingen des Lebens. Sie widmeten sich der Erwerbstätigkeit, bauten Häuser, heirateten, bekamen Kinder und kehrten dem lyrischen Ich den Rücken. Die Begriffe „Gartenglück“ und „Kinderglück“, bezogen auf die Freunde, sind Ausdrücke des Häuslichen. Der enge Familienkreis erfüllt alle ihre Wünsche. Das lyrische Subjekt richtet sich nach anderen Werten, fühlt sich fremd in diesem Milieu, wo Familienleben und Besitz die Verhältnisse bestimmen und wo die Parole gilt: Hast du was, dann bist du was. Das lyrische Ich wird ausgelacht oder sogar verspottet, ist in dieser Gesellschaft Außenseiter und strebt nicht nach Besitz. Der Ausdruck „Samt aus Gras“ ist eine Gegenüberstellung von einem teuren Stoff einerseits und wertlosen Gras andererseits. Das lyrische Ich macht sich keine Sorgen wegen seiner Armut, sondern wertet seine armseligen Verhältnisse auf. Es begnügt sich damit und freut sich über den sommerlichen Mittagsschlaf, den es sich gönnen kann. Nach der warmen Jahreszeit kommt der Winter, im Gedicht ein Sinnbild für die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens. Den Winter, die ‘tote’ Jahreszeit, kann man mit dem Alterungsprozess assoziieren, der die Haare des Menschen „schneefarben“ macht. Mit dem Alter kommt die Einsamkeit; das lyrische Ich ist allein und beginnt, sich nach dem Tod, den die Krähen symbolisieren, zu sehnen. Die Vergänglichkeit und Nichtigkeit versinnbildlicht auch der Staub, der das Abgestorbene bedeckt. Das lyrische Ich schaut in die Zukunft und ahnt den baldigen Tod, der jedoch eine positive Funktion bekommt: Er kann von Einsamkeit befreien. Das Alleinsein ist der Zustand, der schlimmer ist als der Tod. Das Fehlen von zwischenmenschlichen Beziehungen bedeutet den gesellschaftlichen Tod mitten im Leben, was mehr Leiden verursacht als der biologische Tod. Man kann aus dem Gedicht nicht eindeutig schließen, ob der Tod als endgültiges Ende oder als ein Übergang zu einer anderen Existenzweise verstanden wird. „Ende Einsamkeit“ im Tod kann entweder das Auflösen von allen körperlichen und geistigen Prozessen im Menschen oder ein schmerzloses und glückliches Leben im Jenseits bedeuten. Es wird nicht gesagt, ob das lyrische Ich auf eine Beziehung nach dem Tod hofft. Die abschließenden Worte „Turm, läute bald / meinen Ausgang aus der Zeit!“ beziehen sich auf den christlichen Kulturkreis: die kirchlichen Turmglocken läuten während des Begräbnisses. Das lyrische Ich wartet auf den Tod, sehnt ihn sich herbei und möchte dies kundgeben. Der Wunsch des lyrischen Ich, seinen Tod öffentlich bekannt zu machen, ist ein Zeugnis dafür, dass es sich trotz der Einsamkeit als ein Mitglied der religiösen Gemeinschaft versteht. Vielleicht möchte es durch dieses Läuten wenigstens nach dem Tod die Aufmerksamkeit der Mitmenschen auf sich

ziehen. Dieser Wunsch wird in Form eines Befehls zum Ausdruck gebracht, in Form eines gefühlsbetonten Sprechens. Diese Worte bilden den semantischen Höhepunkt des Gedichts und sind ein Beweis dafür, dass der Tod für das lyrische Ich keinesfalls eine Schamsache ist, die es vor der Gesellschaft zu verbergen gilt.

Die Aussage des Gedichts *Nun mit den Raben* führt uns vor Augen, dass als Mensch leben heißt, die Fülle der sinnvollen Beziehungen zu Mitmenschen aufrechtzuerhalten:

*Nun mit den Raben*<sup>18</sup>

Nun mit den Raben am Tisch des Lands und klagend,  
sie nach Brot,  
ich nach Freundschaft.

Gestorben ist die Zeit,  
wo wir uns fanden,  
ein Schönes anzuloben,  
Tag oder Fest,  
ein Mädchen,  
ein neues Lied,  
das in Siegsfahrt  
durchs Land zog.

Es hat sich der Winter eingenistet  
in Aug und Mund.  
Er knechtet den Garten,  
in dem wir sonst saßen,  
und wo der Abendstern  
gut in unsere Mitte kam.

Wissend,  
dass das Alter uns weiter ändert ins Unglück,  
wissend,  
dass der heißeste Atem wegstirbt am röteten Mund,  
bettle ich,  
stumm geworden, an keinem Himmel.

---

<sup>18</sup> Ebd., S. 102.

Das lyrische Ich beobachtet die nach Brot suchenden Raben und beklagt sich über seine Einsamkeit. Die Vögel sind nicht imstande, seine Sehnsucht nach Freundschaft zu stillen. Hier wird klar betont, dass der Mensch zum glücklichen Leben mehr braucht als nur Nahrung. In der zweiten Strophe ist die Rede von der schönen Zeit der Begegnung mit einem Mädchen. Diese Zeit ist jedoch „gestorben“, und dies steigert beim lyrischen Ich das Gefühl der Vereinsamung. Die Auflösung der Freundschaft assoziiert der Einsame mit dem Winter, in dem die Natur zu sterben scheint und in Kälte erstarrt. Der Winter ‘in Aug und Mund’ bedeutet das Erfrieren und Absterben des heißen Liebesgefühls. Diese kalte Jahreszeit verändert auch den einst schönen und mit Leben erfüllten Garten, wo die Freunde miteinander Zeit verbrachten. Resignation klingt in allen Strophen des Gedichts. Das lyrische Ich sieht vor sich keine bessere Zukunft, sondern das Alter und das damit verbundene Unglück. Die Vergänglichkeit der Zeit erfüllt den Einsamen mit noch größerer Verzweiflung, da er davon überzeugt ist, dass auch die zwischenmenschlichen Beziehungen zum Tode verurteilt sind. So ist auch „der heißeste Atem [...] am röttesten Mund“, bei dem tiefste Gefühle durch schönste Worte bezeugt werden, nichts Sicheres. Das lyrische Ich ist infolge der traurigen Erfahrungen stumm geworden, es hat aufgehört zu reden, da man sich auf Worte nicht verlassen kann. Es hat keine Wünsche und keine Hoffnungen mehr, um deren Erfüllung es den Himmel (und vielleicht Gott) bitten könnte. Das Gedicht *Mit den Raben* thematisiert nicht den biologischen Tod des Menschen, sondern die Auflösung der Freundschaft. Das Absterben der zwischenmenschlichen Beziehungen wird als Tod empfunden, da der Mensch zum Leben mehr braucht als die Raben, die nur nach Brot hungern. Das lyrische Ich sieht im Leben ohne Freundschaft keinen Sinn, deshalb hat es keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft. In diesem Kontext kann man die Feststellung von Leszek Kołakowski anführen, der die Bedeutung von zwischenmenschlichen Bindungen betont. Seiner Meinung nach ist das Empfinden von Sinn oder Unsinn nicht mit der Einstellung des Individuums zum letzten Existenzgrund verbunden, sondern es hängt mit dem Auflösen von Beziehungen zur Gesellschaft zusammen. Das Individuum empfindet keinen Lebenssinn, wenn es dem äußeren Leben, also der Gemeinschaft mit anderen, entfremdet ist.<sup>19</sup>

Das Gedicht *Es heilt die Zeit* schildert ein noch anderes Todesbild – die Abhängigkeit von einem starken und unangenehmen Gefühl:

---

<sup>19</sup> Vgl. Leszek Kołakowski: *Der Mensch ohne Alternative*. München 1960, S. 212 f.

*Es heilt die Zeit*<sup>20</sup>

Vergraben bin ich in Scham,  
dem roten Grab.  
Da rütteln an den Wänden  
die Stürme, steh auf!  
Die Schnabelhiebe  
Der Frühlingsfinken  
Auch habens versucht.

Den Auferstehungston, wo find ich ihn?

Zeit,  
deine Zähne,  
die beißen mich frei.  
Es wird der Landmann säen,  
es wird die Goldschrift des Sommers  
die Saaten schön beschreiben,  
es wird der Herbst  
mit Blätterwänden fallen,  
dann vielleicht,  
dann vielleicht wird ich frei.

Im obigen Gedicht lässt der Autor eine Art von Todeserfahrung erahnen, wobei hier kein endgültiger biologischer Tod gemeint ist, sondern der Tod zwischenmenschlicher Beziehungen, die beim lyrischen Ich Scham verursachen. Das lyrische Ich sieht sich schon zeit seines Lebens im roten Grab begraben. Die Farbe Rot im Ausdruck „rote[s] Grab“ steht für das vor Scham errötete Gesicht. Die Scham, egal aus welchen Ursachen hervorgerufen, bedeutet eine gesellschaftliche Isolierung, ein Ausgestoßensein und die daraus resultierende Verurteilung zur Einsamkeit. Die Natur – Stürme und Vögel – wenden ihre Kraft an, um das lyrische Ich aus diesem Begraben-sein hervorzulocken und es ins Leben zurückzurufen. Die Kraft der im Frühling aufwachenden Natur versucht ihren erquickenden Einfluss auf den von Menschen Ausgestoßenen auszuüben. Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Natur und dem lyrischen Subjekt, das in Anbetracht des Frühlings nach einem Auferstehungston sucht. Das aus der religiösen Sprache stammende Wort „Auferstehung“ bezieht sich nicht

---

<sup>20</sup> Joist: *Auf der Suche*, S. 143.

auf den christlichen Glaubensgehalt, die Auferstehung Christi, sondern es ist Ausdruck für einen Neuanfang. Das lyrische Ich sehnt sich nach Verwandlung, die es innerlich, also aus dem Schamgefühl, befreien soll. In den nächsten drei Zeilen: „Zeit, / deine Zähne, / die beißen mich frei“ wird die Zeit als ein Heilmittel betrachtet. Da sich das lyrische Ich nach Befreiung sehnt, muss es sich unfrei, von etwas gefesselt oder abhängig fühlen. Man kann die Vermutung anstellen, dass die Empfindung der Scham als fesselnd wirken kann. Es rührt jedoch von der Fixierung auf Akzeptanz seitens anderer her. Das Freiwerden scheint für das lyrische Ich nur eine Frage der Zeit zu sein. Es werden keine zusätzlichen Maßnahmen ergriffen. Der Lauf der Zeit wird mit Naturbildern dargestellt. Das Gedicht fängt mit Frühling ankündigenden Beschreibungen und Ausdrücken an. Wir lesen von Schnabelhieben der Frühlingsfinken, vom säenden Landmann, von schönen goldenen Saaten, von herbstlichen Blätterwänden. Vom Winter ist zwar keine Rede im Gedicht, aber diese Jahreszeit wird symbolisch durch das Begraben-sein des lyrischen Ich dargestellt. Der psychische Zustand des lyrischen Subjekts, das durch Scham und Einsamkeit gefesselt ist, gleicht dem alles zum Erstarren bringenden Winter. Die Hoffnung auf die Freiheit kommt jedoch nicht mit dem Frühling oder Sommer, sondern erst als späte Frucht des Herbstes. Erst nachdem die Blätter gefallen sind, wird das lyrische Ich befreit. Die Lebenssituation des lyrischen Subjekts wird in den Verlauf der Jahreszeiten kunstvoll hinein komponiert, so dass die Eigenschaften der jeweiligen Jahreszeit mit den menschlichen Zuständen korrespondieren, einen Hintergrund dafür bilden, wodurch die Erlebniswelt des lyrischen Ich einen Stützpunkt und Halt in der Natur sehen kann. So wie der Herbst reiche Früchte bringt, so kann auch der Mensch nach einem mühevollen geistigen Ringen auf ein gutes Ergebnis, also Befreiung von inneren Zwängen der Scham und von der Abhängigkeit vom Urteil anderer, hoffen. Der Tod wird im Gedicht als Fixierung an einen psychischen Zustand und als Verlust von gesellschaftlichen Bindungen verstanden. Das lyrische Ich hofft auf die heilende Kraft der Zeit. Von Hilfe seitens der Menschen ist hier keine Rede.

Das Gedicht *Wie soll es sein?* ist eine poetische Vorstellung vom Jenseits, dem irdische Eigenschaften zugeschrieben werden. Es birgt in sich eine Fülle von Bedeutungen, die erst beim genaueren Lesen ihre Tiefe offenlegen:

*Wie soll es sein?*<sup>21</sup>

Wenn du einträtest  
Ins Land der Auferstandenen, was wär?  
Man ist Licht, atmet Licht und bleibt Licht.  
Kein Blitz ist da, vor dem einer flüchtet.  
Am grünen Hang,  
lehren dich Engel Himbeeren pflücken,  
auch ohne Stacheln ist jeder Strauch.  
Leicht wie Nebelhauch  
Sind die Kessel,  
Erbsensuppe jeden Tag  
Und Pflaumenkuchen gibt es.  
Wenn du die Antwort hast,  
lächle wie ein Kind.

Es weiß, wie es ist,  
Es weiß, wie es sein muss.

Das im Gedicht beschriebene Jenseits wird wie ein Daseinsraum verstanden und mit irdischen Naturelementen versehen. Der Begriff „das Land der Auferstandenen“ knüpft zwar an den christlichen Glauben und an die Auferstehung an, ist aber nur auf die Menschen bezogen. Gott kommt hier nicht ins Spiel. Der Eintritt ins Jenseits ist mit völliger Verwandlung des Menschen verbunden, der dann 'Licht wäre', so dass sein Körper ganz andere Eigenschaften bekäme. Die Lichtmetaphorik hat in der Bibel eine lange Tradition. Der Begriff Licht wird als Gottes Name verwendet: „Gott ist Licht und keine Finsternis ist in ihm“ (1 Joh 1,5). Jesus ist „ein Licht, das die Heiden erleuchtet“ (Lk 2,32). Das Licht wird der Finsternis gegenübergestellt und symbolisiert das Gute, während die Finsternis mit dem Bösen assoziiert wird: „Das Licht bringt lauter Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit hervor“ (Eph 5,9). Jesus selbst hat sich als Licht bezeichnet: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben“ (Joh 8,12). Die Lichtmetaphorik wird auch zur Charakterisierung der Gläubigen verwendet. Diejenigen, die an Jesus glauben, sind wie er, das Licht: „Denn einst wart ihr Finsternis, jetzt aber seid ihr durch den Herrn Licht geworden. Lebt als Kinder des Lichts!“ (Eph 5,9) Das

---

<sup>21</sup> Ebd., S. 176.

Gedicht gebraucht das Wort Licht, um die Auferstandenen im Kontext der christlichen Lehre zu beschreiben. Die im Jenseits Lebenden werden Licht sein, atmen und bleiben. Das Licht hat im Gedicht eine positive Konnotation; es ist kein Blitz, der Angst hervorruft und vor dem man flieht. Noch ein anderes Wort – Engel – enthält religiöse Provenienz. Die Engel bevölkern das Paradies und haben die Aufgabe, die dorthin Angekommenen zu begleiten und zu lehren: „lehren dich Engel Himbeeren pflücken“. Das „Land der Auferstandenen“ weist viele Ähnlichkeiten zur Erde auf: Es ist grün, man kann dort Himbeeren pflücken sowie Erbsensuppe und Pflaumenkuchen essen. Die Qualität der Himbeeren ist dort jedoch viel besser als auf der Erde, da sie keine Stacheln haben, also keine Wunden und keinen Schmerz verursachen können. Der Titel des Gedichts *Wie soll es sein?* bestimmt den Charakter der Überlegungen, die reine Vermutungen sind. Deswegen fragt das lyrische Ich am Ende: „Wenn du die Antwort hast, / lächle wie ein Kind. / Es weiß, wie es ist, / Es weiß, wie es sein muss.“ Diese Worte enthalten eine implizite Anspielung an die von Jesus zum Vorbild gestellte Haltung des Kindes: „Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ (Mt 18,3) Die Einfalt und das Vertrauen des Kindes sind notwendige Voraussetzungen, um in den Himmel zu gelangen. Daher kann das lyrische Ich feststellen, dass das Kind in seiner vertrauensvollen Haltung „weiß“, wie es im Paradies sein muss. Das Kind erhofft nur das Gute, und dies zeugt von festem Vertrauen und lebendiger Hoffnung. Der Autor des Briefes an die Kolosser schreibt, dass im Himmel die Erfüllung der Hoffnung bereitliegt (vgl. Kol 1,5). Die kindliche Gewissheit ist eine Art von Zuversicht, und sie richtet sich nach dem Hinweis Jesu: „Bittet, dann wird euch gegeben; sucht, dann werdet ihr finden [...]. Denn wer bittet, der empfängt, wer sucht, der findet“ (Mt 7,7–8), somit werden alle Wünsche in Erfüllung gehen, wenn der Mensch darauf hoffen wird.

Die Analyse der Gedichte ergibt, dass sich der Dichter biblischer Motive bedient (Staub, Schöpfergott), sie jedoch umgestaltet, damit sie einen von ihm geschaffenen oder gewählten Aspekt betonen. Das Motiv des Staubs soll die Vergänglichkeit des menschlichen Körpers betonen, ohne die Hoffnung auf ein ewiges Leben bei Gott zu wecken. Es gibt auch eine Anspielung an einen im christlichen Kulturkreis bekannten Brauch: das Läuten der kirchlichen Turmglocken während des Begräbnisses. Man kann im Gedicht auch implizite Anklänge an die christliche Mystik Johannes vom Kreuz feststellen, der lehrte, dass das wahre In-Besitz-Nehmen erst durch die Entsagung möglich ist. Kühns Gedichte



weisen oft Spuren vom Glauben an eine glückliche Existenz der Seele jenseits vom Leben auf, ohne jedoch die Möglichkeit der Begegnung mit Gott zu formulieren. Der Prozess des menschlichen Sterbens wird meistens aus der Ich-Perspektive beschrieben, also mit Hilfe des Ausdrucks ‘ich sterbe’ und nicht auf eine ganz objektivierende Art und Weise ‘man stirbt’. Der Tod wird in Kühns Gedichten einerseits als biologische Gesetzmäßigkeit, als ‘Natur’ und ‘Ordnung’, also als notwendiger Bestandteil des Lebens dargestellt. Andererseits wird die Überzeugung zum Ausdruck gebracht, dass der Tod des Menschen über den biologischen Rahmen hinausgeht und eine transzendente Dimension hat. Für Kühn ist der biologische Tod nicht so schrecklich wie die Einsamkeit infolge der Entfremdung von der Gesellschaft, der Auflösung der Freundschaft oder des Todes eines nahestehenden Menschen. Der Verlust von Mitmenschen ruft beim lyrischen Ich den Wunsch nach dem eigenen Tod hervor. Kühn spricht vom Tod noch in einem anderen Sinne, wenn der Mensch von Scham erfüllt ist und sich deswegen lebendig begraben fühlt. Die empfundene Scham isoliert ihn auch gesellschaftlich. Die Befreiung davon wird nicht durch das Handeln von Menschen erwartet, sondern von der heilenden Kraft der Zeit. Der Tod wird im engen Zusammenhang mit dem Winter dargestellt. Die Naturmetaphern dienen Kühn zur Darstellung der biologischen Prozesse im menschlichen Körper. Fink, Schilf, Bäche werden zu Symbolen einer in der Natur innewohnenden Kraft des Lebens. Die winterliche Kälte versinnbildlicht das Abkühlen oder Absterben von einst ‘heißen’ Liebesgefühlen.

Kühns Gedichte sind vom Gedanken der Vergänglichkeit geprägt. Dies ist kein Zeichen der Resignation und Verzweiflung, sondern eine reale Sichtweise. In der Bibel wird eine solche Haltung als Streben nach Weisheit anerkannt. Im Psalm 90 bittet der Autor, dass er des Todes immer gedenkt und dass Gott ihn davor bewahrt, dieses Bewusstsein zu unterdrücken: „Unsere Tage zu zählen, lehre uns! / Dann gewinnen wir ein weises Herz“ (Ps 90,12). Eine ähnliche Bitte finden wir im Psalm 39: „Herr, tu mir mein Ende kund und die Zahl meiner Tage! / Lass mich erkennen, wie sehr ich vergänglich bin!“ (Ps 39,5) Obwohl Kühns Gedichte selten einen expliziten Bezug zur christlichen Lehre haben, kann man bei eingehender Analyse Spuren davon entdecken.

## Literatur

- Eibl, Karl: *Expressionismus*. In: Walter Hinderer (Hg.): *Geschichte der deutschen Lyrik vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Würzburg 2001, S. 420–438.
- Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*. Halle 1931.
- Johannes vom Kreuz: *Aufstieg auf den Berg Karmel*. Freiburg im Breisgau 1999.
- Joist, Alexander: *Auf der Suche nach dem Sinn des Todes*. Mainz 2004.
- Kořakowski, Leszek: *Der Mensch ohne Alternative*. München 1960.
- Kühn, Johannes: *Gelehnt an Luft. Gedichte*. München 1992.
- Kühn, Johannes: *Ich Winkelgast*. München 1989.
- Steffahn, Cornelia: *Altern, sterben und Tod im Spätwerk Max Frischs*. Hamburg 1976.
- Thielicke, Helmut: *Życie ze śmiercią*. Warszawa 2002.

**„CO BY BYŁO, GDYBYŚ WSZEDŁ  
DO KRAJU ZMARTWYCHWSTAŁYCH?”:  
INTERPRETACJE ŚMIERCI  
W WYBRANYCH WIERSZACH JOHANNESA KÜHNA**

### Streszczenie

Artykuł poświęcony jest poezji współczesnego poety niemieckiego Johannes Kūhna. Analiza obejmuje sześć wierszy, traktujących o problemie śmierci i umierania. Jej celem było uchwycenie charakterystycznego dla Kūhna sposobu mówienia o teŝej problematyce. Poeta posługuje się motywami biblijnymi, których wymowę jednak przekształca, aby ukazać wybrany przez siebie aspekt. Z liryków przebija wiara w możliwość egzystencji duszy po śmierci, ale również bez nadziei na wspólnotę z Bogiem. Procesy zachodzące w przyrodzie służą poecie do zobrazowania ludzkiej kondycji. Jako śmierć Kūhn rozumie nie tylko śmierć biologiczną, ale także samotność i opuszczenie przez innych (śmierć w aspekcie społecznym) oraz jako zniewolenie przez destrukcyjne emocje.

---

**“WHAT IF YOU WALKED INTO THE LAND OF THE RESURRECTED?”  
INTERPRETATIONS OF DEATH IN THE SELECTED POEMS  
BY JOHANNES KÜHN**

**Summary**

The article is devoted to the poetic output of a contemporary German poet Johannes Kühn. The analysis encompasses six poems concerned with the problem of death and dying. Its aim is to capture Kühn's characteristic way of talking about this problem. The poet makes use of biblical motifs, whose meaning, however, he modifies to show a particular aspect he wants to focus on. The lyrics display a belief in the possibility of the soul's existence after death, but also without hope for the communion with God. Processes taking place in nature are used as an image of human condition. By death, Kühn understands not only physical death, but also loneliness and being forsaken by others (social aspect of death), and being enslaved by destructive emotions, such as shame.